

Liechtensteiner Volksblatt

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag.

Bezugspreis: für das Inland jährlich 10 K., halbjährlich 5 K., vierteljährlich K. 2. 50; für Österreich jährlich 13 K., halbjährlich K. 6. 50; für die Schweiz jährlich 13 Fr., halbjährlich Fr. 6. 50; für das übrige Ausland jährlich 15 K. — Bestellungen nehmen entgegen: Im Inlande die betreffenden Zeitungsböten, im Auslande die nächstgelegenen Postämter oder die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz; der Schweiz die Buchdruckerei J. Kuhn in Buchs (Rheintal).

Einrückungsgebühr im Anzeigenteil die sechsspaltige Kleinzeile 12 h oder 12 Rp.; für Reklamen 20 h oder 20 Rp. Einrückungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzusenden.

Schutz gegen den Rhein.

Seit den großen Rheineinbrüchen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind wir in neuester Zeit vor größeren Wasseratastrophen bewahrt geblieben. Nachdem man viele Jahre hindurch ernstlich an der Wehrverfestung gearbeitet hatte, zeigte das Jahr 1910, das den Feldherrn eine gewaltige Märschbewegung brachte, daß unsere Wehr nicht vergebens gewesen war. Unsere Wehre hielten einem starken Anpralle stand. Dieser Umstand wiegte uns immer mehr in den Schlummer der Gewissheit, wir seien nun gegen die Wutausbrüche unseres Stromes gesiegt. Man sagte sich vielerorts, daß auch die früheren Rheineinbrüche nicht hätten so verheerend wirken können, wenn wir damals schon durch so starke Dämme geschützt gewesen wären. Mag das auch vielleicht stimmen, so können wir doch nie uns vor Naturgewalten genug schützen, und der kleinste Mangel kann zum Sturm wieder gut zu machen. Zudem hatte der Rhein früher größeren Spielraum, hatte gleichsam ein größeres Hin- und Her, und die Schuttmassen hatten sich noch nicht zu der Höhe angehäuht wie heute, wo die Rheinsohle stellenweise bedeutend höher liegt als der produktive Talgrund. Fachleute halten zwar die Gefahr eines Rheineinbruchs nicht für gegeben, wieder andere, die von der Sache auch was verstehen wollen und aus Erfahrung dem ungebürdigen Gesellen nicht allzusehr trauen, reden einer Wehrverfestung das Wort. Und zwar käme, wie schon so oft betont wurde, hauptsächlich die Stelle auf Triesener Gemeindegelände in Betracht und dort wieder besonders die Stelle unterhalb des Einflusses des Walzner Binnkanals. Wer einigermaßen dem Rhein die gebührende Beachtung schenkt, der wird diese Stellen nicht außer Acht lassen. Denn einesseits steht dort der schützende Binnkanal mit dem meist höher als die Rheinsohle gelegenen Ueberflutungsgebiet, andererseits ist dort deswegen eine der schwächsten Stellen, als gerade dort in jener Richtung das Wasser gewaltig anprallt. Wer schon bei Hochwasser dem grauen Wüten der Wogen zusah, wird mit heimlichem Schauer gedacht haben: Wenn nun hier, an dieser schwächsten Stelle das Wehr bricht und die Wasser sich in die blühenden Felder und Ortschaften wälzt? Nicht ohne Grund wurde daher des öftern auf jenen schwachen Punkt hingewiesen; bisher geschah aber doch zu wenig. Der Gemeinde Triesen einen Vorwurf zu machen, wäre nicht gerecht, und ihr durch Bauzwang unverhältnismäßig große Kosten aufzubuhlen noch ungerechter. Da sollte das Land den weitaus größten Teil der Baukosten übernehmen und zwar aus dem Grunde, weil jene Stelle gleichsam den Schlüssel zum ganzen Lande bildet. Brächen die Wogen dort herein, so hätte unsere gesamte Landschaft darunter zu leiden, von Triesen bis zur Landesgrenze, auch Walzers könnte durch Rückstau in Mitleidenschaft gezogen werden.

Desgleichen kann es den Vergemeinden nicht gleichgültig sein, ob die Früchte im Tale dem Verderben ausgesetzt sind oder nicht. Die Wehrverfestung in Triesen ist also zur großen Hauptsache Landesangelegenheit, nicht bloß Gemeindefache. In einer Zeit, wo soviel auf dem Spiele stehen kann und die Tagelöhne viel höher sind als früher, muß das Land auch in weit größerem Verhältnis als früher zur Entlastung einer Gemeinde eintreten; denn alle geht es an. Wohl noch nie seit Bestehen unseres

Landes würde eine Rheinkatastrophe zu größerem Unheile für das ganze Land werden, als gerade heute, wo wir so sehr auf unseren Eigenbau angewiesen sind.

Ist also eine Wehrverfestung nötig — und viele besonnene Männer sind dieser Meinung — so gäbe es wohl im ganzen Lande keine dringlichere Notstandsarbeit (und sollte sie auch zu Sommerzeit, also in nicht so günstiger Jahreszeit durchgeführt werden) als gerade die Arbeit am Rheine; denn damit schützen wir uns gegen den Rhein!

Darum: Schützen wir uns gegen den Rhein!

Gegenwart und Zukunft.

Unter diesem Stichwort behandelte neulich ein Eufelder unsere Handwerkerhältnisse und entwickelte Gedanken, die man vielfach unterschreiben kann. Schreiber dieser Zeilen befaßte sich früher auch mit dem Lehrlingswesen und glaubt, ein Wort mitzsprechen zu können. Die Verhältnisse im heimischen Handwerkerstande haben leider ihren guten Grund in vorliegenden Zuständen.

Fürs erste braucht der Maurer und Gypser keine lange Lehrzeit, noch auch viel Handwerkszeuge und hat von der ersten Stunde seiner Arbeit eine, wenn auch geringe Entlohnung. Einmal angelernt, bekommt er zur schönen Jahreszeit im Ausland reichlich viel Arbeit und hat alle 14 Tage seinen Tagelohn. Und wie steht es beim Auslandsarbeiter und das Arbeitsmaterial? Dieses hat er nur bei Anfordern und da noch nicht immer zu stellen und diese selbst sind auch immer mehr im Abnehmen. Der Auslandsarbeiter unterschätzt, weil er im Tagelohn arbeitet, weder Arbeitszeit noch Arbeitsmaterial und riskiert deshalb auch gar nichts, denn dafür muß der Unternehmer aufkommen.

Wie steht es mit dem heimatischen Arbeiter? In jeder Beziehung wohl ungünstiger steht seine Lage. Es wird für ihn, sei er Schmied, Schlosser u. eine za. 3-jährige Lernzeit verlangt, in der er nicht nur nichts verdient, sondern noch 200—400 Kr. Lehrgeld zahlen muß. — Angelernt, muß er wieder bedeutende Auslagen für das Werkzeug machen, sofern er das gelernte Handwerk auf eigene Rechnung betreiben will. Die Arbeitsgelegenheit ist auch für ihn sehr vermindert, d. h. er hat mehr Arbeit im Frühjahr und Herbst, weniger im Sommer und Winter.

Und wie steht es mit der Arbeitsbezahlung? Sollte da der hiesige Handwerker alle 14 Tage seine Rechnungen begleichen lassen, wie der Auslandsarbeiter, so hätte er sich schnell alle Kunden vertrieben. Es gibt ja auch Kunden, die sofort bezahlen, aber die gehören mehr zu den Ausnahmen. Die Sitten des Landes nicht bezahlt werden ist bei uns noch eine große Schattenseite, weil selbst Leute, die zahlungsfähig wären, aus Lieblichkeit die Rechnungszahlungen viel zu lange anstehen lassen. Es sollten sich Handwerker und Kunden zusammenfinden, um wenigstens alle 3 Monate die Rechnungen anzuzahlen bzw. zu begleichen. Das Volk hätte ja aus verschiedenen Gründen hierfür zugänglich zu sein. Der Auslandsarbeiter muß sich nur um die Arbeit bezahlt machen und daraus bezahlt er leicht sein Kost und sein Logis und legt sich dabei noch ein schönes Stück Geld auf seine Heimreise zurück. In der letzten Zeit sind allerdings die Kostgängerrechnungen gestiegen, aber auch die Tagelöhne sind nicht zurück geblieben und

bedeuten beim jetzigen Geldkurse große Einnahmen, die der einheimische Handwerker ganz vermissen muß.

Vor allem findet der Auslandsarbeiter sein Arbeitsmaterial beim Arbeitgeber ohne daß er dafür aufzukommen hat. Nicht also der heimatische Handwerker, der sich je nach Fachbildung Eisen, Bretter, Leder u. anschaffen muß und zwar auf eigene Kosten. Durch den Umstand, daß Kalk und Zementlager bei einheimischen Geschäften vorhanden, haben die Maurer und Gypser, wenn sie ausnahmsweise im Lande selbst arbeiten, einen Vorteil, während Eisen, Blech und Leder bisher von auswärts mußte eingeführt werden.

Wie beide Teile, In- und Auslandsarbeiter, im gegebenen Falle eine billige Bezugsquelle in den Konsumvereinen haben, um ihre Magenfrage zu lösen, so sollten sie sich auch zusammenfinden zum gemeinsamen Bezuge von Arbeitsmitteln, oder es könnte sich privates Unternehmertum im Lande doppeltes Verdienst verschaffen, wollte es hiezu seine Hand reichen, dem inländischen Handwerker zum Bezuge seines Arbeitsmaterials Zeit und Geld zu ersparen. Weil der heimische Handwerker meistens, ehe er seine Arbeit abliefern kann, schon seine Materialrechnung bekommt und auch ehestens bezahlen muß, wenn er vorteilhaft wegkommen will, so haben die Kunden auch umso mehr Pflicht, sich zu beeilen, die Handwerkerrechnungen zu bezahlen, wollen sie nicht durch lauges Zuwarten den Handwerker selbst schädigen. Denn bleibt die zeitige Rechnungszahlung aus, so muß der Handwerker auch seine Materialrechnung schuldig bleiben; sie gar verzinsen und läuft Gefahr, ein anderes Mal die nötige Ware nicht mehr zu bekommen. Vom Verlust eines allfälligen Rabattes wollen wir gar nicht reden. Man hört manchmal sagen: „Die Handwerker wissen sich schon bezahlt zu machen.“ — Es ist offenes Geheimnis, daß hierzulande die Handwerkerrechnungen, mit leider unermesslichen Ausnahmen, durchwegs bescheiden sind, so daß der Auslandsarbeiter meistens viel besser bei seiner Bezahlung wegtommt. Uebrigens ist es auch hier gang und gäbe, daß man dort arbeiten läßt, wo billiger gearbeitet wird, ohne auf den Wert der Arbeit — vielfach aus Unkenntnis — zu achten.

Auch hat der Handwerker hiezulande die zweifelhafte Ehre, für schlechten Wert zu arbeiten und kann er dabei die Rechnung nach Belieben zu unterst oder zu oberst ins Kamin schreiben. Solches aber begegnet dem Auslandsarbeiter sehr selten, für alle Fälle hat er weniger zu verlieren, als der hiesige Arbeiter, weil er nur den Arbeitslohn, nicht aber den Materialwert auch einbüßt, was beim Heimarbeiter zutrifft und was ihn bei heutigen Materialpreisen bitter büßen macht. Aus besagten Gründen ist ersichtlich, daß der einheimische Handwerker, will er gut durchkommen, kapitalkräftig sein muß. Die gute Seite des heimischen Handwerkers ist, daß er sich selbst verköstigen kann, wenn ihm der 16. Gott noch etwas Land zugehört. Er wird nebenbei etwas Landwirtschaft betreiben, damit er für seinen Tisch und seine Gesundheit sorgen kann. Wenn der hiesige Handwerker die Kunst gelernt hat, so gleichsam zwei Herren zu dienen, dann kann er sich und seiner Familie nach und nach ein recht trautes Heim einrichten, was ihm in den alten Tagen ein schöner Entgelt ist für die vielen Opfer und langjährigen Arbeiten. In dem gleichen Sinne

läßt er auch sein eigen Volk, sein eigen Land teilnehmen an seinem eigenen Glücke, weil er auch zugleich für die Allgemeinheit gearbeitet hat. Die heutige Lebenszeit schaut und schafft nur für den Augenblickserfolg, was dem Auslandsarbeiter viel eher gewährt ist, aber viele schaden sich dabei an Leib und Seele, weil sie den Geldgier nicht ertragen können. Nicht um In- und Auslandsarbeiter gegeneinander auszuspielen sind diese Zeilen geschrieben, sondern um zu zeigen, weshalb es vielmehr Auslands- als Inlandsarbeiter oder Handwerker gibt. — Zwei Wege sind es, die dem hiesigen Handwerke aufhelfen werden. Erstens gute Ausbildung, und darum unentwegt festhalten an einer richtigen Lehrzeit und Einführung von Fachschulen wie sie heutzutage der Bauernmann in der landwirtschaftlichen Schule aufstrebt. Hierfür seien uns die benachbarten Handwerkschulen oder auch Abendschulen vorbildlich.

Zum anderen vergesse man nicht, daß der Arbeiter auch seines Lohnes wert ist, d. h. man bezahle nicht nur gut sondern möglichst rasch die Handwerkerrechnungen, damit auch die einheimischen Handwerker einigermaßen den Auslandsarbeitern gleich gestellt sind. Wenn alsdann das Handwerk wiederum goldenen Boden hat, wird man sich nicht mehr umsonst um Lehrlinge umsehen müssen, wie es dem Schreiber wiederholt ergangen ist. Wer aber bedürftig und würdig ist, wird, wie seit Jahren, auch heute noch von den zuständigen Behörden unterstützt werden, was auch vielfach nötig ist, soll die Erreichung des Zieles nicht schon an den Mitteln scheitern.

Abbruch schädlicher Vögel. Auf Grund eines Beschlusses der Landesnotstandskommission sind die Jagdpächter Liechtensteins dringend eingeladen worden, den durch schädliche Vögel an den Saaten verursachten Schaden durch Abschuss dieser Vögel möglichst zu verhindern zu suchen.

Die Jagdpächter werden dieser Einladung wohl ausnahmslos gerne Folge leisten.

Ernennung. Laut Rundmachung vom 5. d. M. wurde der fürstl. Landgerichtskanzlist, Herr Julius Duaderer, der schon geraume Zeit die Arbeiten im Grundbuch besorgte, vom regierenden Fürsten zum fürstl. Grundbuchführer ernannt. Wir wünschen Glück!

Triesenberg. Nachdem in der Triesener Sennerei am Vorabend bei Butter und Käse Vorübungen gehalten, schlichen sich in der Nacht vom letzten Freitag auf Samstag Fische in das Lokal bez. in das Lager unserer Gemeindefondscommission und walteten sich in Mehl und Reis. Da vom obligatorischen Regenwetter die Bälge naß waren, so blieben Reis und zumal Mehl an ihnen hängen. Bisher blieb es unbekannt, ob die Uebelthäter Käse-, Reis- oder Mehlklümpchen gemacht haben. Gleichwohl werden die einen, wie die anderen bei unserer Hungerperiode gemundet haben.

Triesen. (Eingef.) Letzten Sonntag abends wurde im Vereinshaus vom 11. Bezeverein eine Versammlung veranstaltet, der von den Männern beider Parteien reges Interesse entgegengebracht wurde. Gegen 150 Männer und Jünglinge hatten sich dazu eingefunden. Der Referent hochw. Herrn Alphon's Büchel, Kaplan in Volkeran St. Schweg, sprach über die Sozialdemokratie und die Frage: Dürfen

In dunkler Stunde.

Roman von Otto Hoedek.

(Nachdruck verboten)

Dem Kalender nach war es schon Frühling geworden; die Größblätter aber meinten verdrisslich, es sei bald an der Zeit, eine neue Arche Noah zu bauen, so unverständlich gesehe es schon schon seit Wochen vom Himmel herunter, und crkannten sich auf der Straße zwei Bekannte, dem Hungergeplagten Regenshirm zum Trost, so fohren sie schenngleich mit der Mode gewordenen Begrüßungsformel aneinander vorüber: „Was, Sie haben sich die Infanterie noch nicht geholt?“ „Ein Hundewetter!“ knurrte auch ein hagerer, mittelgroßer Herr, der eben eifertigen Laufes in eine der breiten, vornehmen westlichen Vorstadtstraßen einbog. Seine ganze gemessene, zugedämpfte Art, sowie die trotz der vorgerückten Lebensjahre noch immer peinlich straffe, aufrechte Haltung ließen unschwer den ehemaligen Berufssoldaten erkennen, während das glattrasierte, erige Gesicht mit den durchdringenden und scharf blickenden Grauanagen darin keine der charakteristischen Merkmale der altgedienten höheren Subalternbeamten vermissen ließ.

Aufatmend trat der eilig Ausschreitende jetzt in eines der großen Miesenhäuser. Nichts durch-

mach er die aufdringliche Marmorarchitektur der Vorhalle und begann gleichmächtig, elastischen Schrittes die teppichbedeckten Stiebtreppe zu ersteigen. Vorüber an den unteren Stockwerken, welche laut Türschild von dem Familienpensonat der verwitweten Kanzlerin in Mitleid angenommen wurden, führte sein Weg immer weiter empor zur lustigen Höhe der obersten Etagen. Diese waren geteilt und boten Unterkunft für mehrere Familien. Vollends der Dachstock wies vier Korridortüren auf. Vor einer der letzteren, an welcher ein kleiner Metallschild mit der Aufschrift „Gustav Nebe, königlicher Kriminalkommissar“ angebracht war, machte dieser Halt. Einen Augenblick blieb dieser verschauelnd stehen, dann öffnete er die Tür mit einem Wulcker und trat in den Korridor ein.

Aus diesen heraus klang das gleichmäßige Maschinengeschäft gehandhabter Nähmaschinen; durch die offenstehende Tür zur Rechten drang ein kräftiger Klüngergeruch. Vor der Maschine in der Küche hantierte eine hagere, schlicht gekleidete Frau mit stark ergauntem, dünngeheiltem Haar, deren spitiges, viel gefurchtes Gesicht mit dem vertümmerten, von vielen erlittenen Enttäuschungen und Entbehrungen erzählenden Ausdruck sie noch um vieles älter erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit wohl war. Sie war eben dabei, eine bide Leinwand zuzurichten. Trotz des geöffneten Fensters lag eine erstickende Rauchwolke über dem engen,

unfreundlichen Küchenraum, die sie eben noch die Gestalt des unter der Tür stehen gebliebenen Anknüpfungs erkennen ließ. Sie unterbrach ihre Arbeit nicht, sondern nickte dem Manne nur kurz zu:

„Das Essen wird gleich fertig sein, Gustav,“ sagte sie. „Du kommst heute früher als sonst.“ „Wenn es so fortgeht, werde ich bald den ganzen Tag zu Hause sitzen,“ entgegnete der Mann mit einem zornigen Aufsehen. „Wieso? Hast du schon wieder Verdruß gehabt?“

„Wenn's das allein wäre! Aber mit dem Malte ist's rein nicht mehr zum Aushalten! Seitdem sie den Neel über meinen Kopf hinweg zum Inspektor gemacht haben, schnappt er vor lauter Aufgeblasenheit bald über. Bis auf's Blut schikanieren er einem! So'n grüner Junge, der nichts taun — Schulden halber hat der Kavallerieleutnant um die Wände gehen müssen; hätte ihn seine hochvermögende Sippe nicht beim Kriminal eingeschmuggelt, weil unser Metzler doch immer noch was halbwegs Standesgemäßes ist, er käme nicht als Advokaten-schreiber unter.“

Es war kein freundlicher Blick, welchen ihm seine Frau zuwarf. — „Früher kam er doch oft zu uns, da war er immer ein recht netter Mensch!“ „Dat sich was!“ höhnte Nebe. „Früher konnte er mich gebrauchen, da mußte ich ihn ja anlernen

— da, da war ich sein lieber Freund, dem er nicht genug zu danken wußte.“

„Warum bist du nicht Inspektor geworden?“ meinte seine Frau achselzuckend und rührte die fertige Leinwand unter die Suppe.

„Warum?“ spottete ihr Mann zornig nach. „Als ob's meine Schuld wäre! Was mir's nicht in sichere Aussicht gestellt? Hatte ich meine Schuldbigkeit nicht getan? Ich Esel dachte, im Dienste des Königs geht's nach Recht und Verdienst, ohne Ansehen der Person.“

„So sprichst du immer! Aber mit der Pflichterfüllung ist es nicht allein getan, man muß sich auch zur Geltung zu bringen wissen. Daran hat's immer mit dir gehapert. Wafur gibst's Rechte und Herrcu in der Welt.“

Bei den unfreundlichen Worten stieg Nebe jäh die Fohre vor die ins Gesicht, und auf den Lippen schwebte ihm eine bittere Entgegnung; aber er unterdrückte sie. „Du sprichst, wie du's verstehst!“ sagte er knurrig. „Verständnis bei dir zu finden, darauf habe ich längst verzichtet. Na ja, ich habe meine Schuldbigkeit getan, mag's nun kommen, wie es will!“

„Was hat's denn mir gegeben? Du bist ja ganz verärzert!“

„Kurzschluß! Mugeranzt hat mich der Herr Inspektor. Einige von unsern lieben Freunden, die noch ein paar Groschen zu kriegen haben, sind

die Geistlichen politisieren? Während einer Stunde lauichte die Versammlung unter lautloser Stille den volkstümlichen, interessanten, vielfach durch Humor gewürzten Ausführungen. Der Vorsitzende Herr Pfarrer Marock dankte herzlich dem verehrten Redner sein gediegenes Referat und empfahl auf lebhafteste Allen, welche als Arbeiter in die Schweiz gehen, um der religiösen Prinzipien wegen nicht den sozialdemokratischen, sondern christlich-sozialen Gewerkschaften beizutreten, wenn dabei auch ein paar Fränkchen weniger Lohn herauskommt.

Wenden wir nun frisch und frohen Mutes der Zukunft entgegen, überzeugt daß der liebe Herrgott, der unser kleines Land während bald fünf Jahren inmitten dieses Weltbrandes so wunderbar erhalten hat, auch weiterhin schützen und erhalten wird, wenn auch wir gewillt sind, alleseitig unsere Pflicht zu tun. Tun wir unsere Pflicht auch namentlich den Armen gegenüber, den Bedrängten und Notleidenden und haben wir Augen und Herz stets offen auch für die Bedürfnisse und Leiden der Arbeiterchaft. Alle aber seien wir eingedenk, daß Eintracht und Zufriedenheit auch ein kleines Volk stark und glücklich macht.

Wachtenstein, du kleines Land!
Auch in Gotteshand!

Schellenberg. (Eingel.) Die am letzten Sonntag vom Abgeordneten Johann Wohlwend und Herrn Lehrer Weier hier abgehaltenen Vorträge über die zu gründende Landwirtschaftsschule waren zahlreich besucht. Es zeigte sich lebhaftes Interesse für die Sache. Lehrer Weier sprach über eine Stunde und gab als Mann von praktischer landwirtschaftlicher Erfahrung in volkstümlicher und humoristischer Sprache viele vortreffliche Winke über verschiedene Zweige der Landwirtschaft, über Haushaltungsweisen und gewerbliche Schulung. Am Schlusse wurden auf Antrag drei Männer bestimmt, welche Zeichnungen für die landwirtschaftliche Schule entgegenzunehmen. Möge die Begeisterung für diese Sache anhalten, damit wir bald eine so praktische Schule in unserm lieben Lande entstehen sehen.

Triefenberg. Antwort in Ehejachen an D. N. Auszug aus dem letzten bischöflichen Amtsblatt pro 1918 (pag. 104 — wörtliche Uebersetzung).

Ueber die Zeit der Eheinssegnung. Nach § 1 der 1030. Kirchenverordnung ist es unerlaubt Ehen einzusegen, bevor ab der letzten Verkündigung 3 Tage verstrichen sind, außer es verlange es anders ein vernünftiger Grund. Es fragt sich nur, ob dies nun Mittwoch oder Donnerstag sei. In ihrer Jahresversammlung haben die Bischöfe der Schweiz in Anlehnung an die Bestimmungen des Gesetzbuches von der mutmaßlichen Zeit erklärt, daß die Ehe nicht vor dem fünften Tage, welcher unmittelbar nach dem Sonntag der letztgemachten Verkündigung einschlägt, einzusegen sei. Die Gläubigen sind daher zu mahnen, daß sie sich der Vorschrift der 1030. Kirchenverordnung anpassen mögen.

NB. Das Original kann bei mir und in allen Pfarrarchiven nachgeprüft werden, event. auch bei den H. Kaplänen. Hieraus folgt auch, daß die Verordnung im Lande bekannt war. Dem Herrn Einsender bezahle ich eine ganze Heiratsausstattung, wenn er mir nachweisen kann, daß man sich in keiner Landgemeinde um die Vorschrift gekümmert habe.

Sch nehme übrigens gerne an, die öffentliche Anrempelung sei nicht böswillig geschehen.
von Reding, Pfr.

Marktbericht vom Schwetsumarkt in Eichen am 5. Mai 1919. Gesamtantrieb 35 Stück. Junge 31 Stück, Treiber 4 Stück. Preis für ein Paar Junge mit 6 Wochen 410 bis 430 Kronen. Preis für ein Stück Treiber mit 12 Wochen 430 bis 450 Kronen. Handel sehr minder.

Die Friedensverhandlungen.

Der Friedensvertrag mit Deutschland.

Mit großen Letzern wird der 7. Mai des Jahres 1919 in das Buch der Weltgeschichte eingetragen sein, denn mit der Eröffnung der Friedensverhandlungen in Versailles beginnt ein neuer Zeitabschnitt für Europa, tritt eine tiefgreifende Veränderung in den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der alten Welt ein.

Die Eröffnung der Sitzung.

Versailles, 7. Mai. Nachmittags 3 Uhr ließ Oberst Henry die deutschen Bevollmächtigten aus dem Hotel „Des Reservoir“ in den Sitzungssaal der Friedenskonferenz herbeiführen, näm-

lich Broddorff-Naungau, Landsberg, Giesberts, Schilling und Mekhior, drei Sekretäre als Dolmetscher, ein Stenograph und fünf Journalisten. Fünf Automobile bringen sie durch den Park nach dem Trianonpalast. Sie kommen mit dem Publikum nicht in Berührung.

Bei ihrem Eintreffen im Trianonpalast werden die Journalisten in den für sie reservierten Saal geführt. Die durch den Weibel angemeldeten deutschen Delegierten treten darauf in den Saal ein. Der Weibel ruft: „Meine Herren, die deutschen Bevollmächtigten.“ Broddorff-Naungau an der Spitze. Eine lebhaft bewegte der Neugier benachrichtigt sich der Delegierten, die ihre Blicke auf die sechs deutschen Bevollmächtigten richten.

Die Ansprache Clemenceaus.

Clemenceau, die Sitzung für eröffnet erklärend, hielt dann mit fester, fast schneidender Stimme die kurze Ansprache: „Meine Herren deutsche Delegierte! Es ist hier nicht Zeit und Ort, überflüssige Worte zu machen. Sie haben hier die bevollmächtigten Vertreter großer und kleiner Mächte vor sich, die gemeinsam den härtesten Krieg auf sich genommen haben, der ihnen grausam aufgedrungen worden ist. Die Stunde der ersten Vergleichung der Rechnung ist gekommen. Wir haben Sie nicht um Frieden gebeten; wir sind bereit, Ihnen den Frieden zu gewähren. Sie werden das Buch erhalten, das unsere Friedensbedingungen enthält. Es werden jede Möglichkeit haben, es zu prüfen. Ohne von der allen zivilisierten Völkern eigenen Höflichkeit zu sprechen, werden Sie uns bereit finden, Sie außerdem in Ihrer Aufgabe zu unterstützen. Aber dieser zweite Friede von Versailles war zu teuer erkämpft, als daß wir nicht das Recht hätten, mit allen in unserer Macht stehenden Mitteln jene legitimen Genugtuungen zu fordern, die uns gebühren.“

Der Dolmetscher Deumant Moutou überlegte darauf die Ansprache ins Englische, worauf ein anderer Diktier sie ins Deutsche überlegte. Die deutschen Delegierten blieben während der Uebersetzung sitzen und hörten aufmerksam und straff zu. Während Clemenceau sich leichtlich bemühte, nach rechts zu blicken, um ihren Blicken nicht begegnen zu müssen, betrachtete Präsident Wilson sie im Gegenteil mit Interesse. Clemenceau schloß: „Wenn irgend jemand Bemerkungen vorzubringen hat, seien wir zur Verfügung.“

Während die Ansprache ins Englische übersetzt wurde, näherte sich der Generalsekretär der Friedenskonferenz, Dutailla, der deutschen Delegation, verneigte sich leicht und legte je ein Exemplar des Friedensvertrages vor den Vertretern nieder. Es ist ein starker Quartband mit weißer Decke, der den Doppeltitel trägt: „Conditions de Paix“ und „Conditions of Peace“. Der Dolmetscher wiederholte auf Deutsch das Reglement der Diskussion, worauf sich Clemenceau erhob und erklärte, Graf v. Broddorff-Naungau habe das Wort.

Dieser führte u. a. aus: Wir verkennen nicht die Größe unserer Ohnmacht und die Ausdehnung unserer Niederlage. Wir wissen, daß die Macht der deutschen Armee gebrochen ist; wir kennen die Gewalt des Hasses, der wir hier gegenüberstellen, und wir haben gehört, was die Sieger uns bezahlen lassen wollen, und daß wir besiegt und schuldig sind. Man verlangt von uns, wir sollten uns allein schuldig bekennen. Ein solches Bekenntnis wäre in meinem Munde eine Lüge; es sei ferne von uns, unsere Verantwortung am Weltkriege und der Art, wie er geführt wurde, abzuschweifen.

Die Haltung der alten deutschen Regierung am Haager Friedenskongreß, ihre Tätigkeit und ihre Unterlassungen in den tragischen Tagen des Jahres 1914 haben zu diesem Unglück beigetragen, aber wir bestreiten entschieden, daß Deutschland, dessen Volk sich zu verteidigen hatte, allein die Last der Schuld aufgebürdet werden kann. Keiner von ihnen wird behaupten wollen, daß das Unglück erst dann begann, als der österreichische Erzherzog das Opfer einer Mörderhand wurde.

In den letzten fünf Jahren vergrößerte der Imperialismus aller unserer Staaten die internationale Lage. Die Politik der Nevanche, die Politik der Expansion und die Vernachlässigung des Völkerrechtes haben zu dieser Krankheit Europas beigetragen, die ihre Kräfte in diesem Kriege fand. Wir sind bereit, das Unrecht einzusehen, das wir begangen haben. Wir sind nicht hierher gekommen, um die Verantwortung jener Männer herabzumindern, die den Krieg gemacht haben, noch, um die gegen das Völkerrecht begangenen

Verbrechen zu leugnen. Wir wiederholen die zu Beginn des Krieges im deutschen Reichstag abgegebene Erklärung: „Man hat Belgien unrecht getan und wir wollen dieses Unrecht wieder gut machen.“

Aber in seiner Art der Kriegführung beging nicht Deutschland allein Fehler; jedes Volk hat solche begangen. Ich will nicht mit Vorwürfen auf Vorwürfe antworten, aber wenn man von uns verlangt, wir sollten um Verzeihung bitten, so darf der Waffenstillstand nicht vergessen werden.

Dann fügt Graf Broddorff mit erhobener Stimme hinzu: „Sechs Wochen sind verfloßen, bis wir Ihre Waffenstillstandsbedingungen erhielten und sechs Monate sind verfloßen, bis wir Ihre Friedensbedingungen erhielten. Die während des Krieges begangenen Verbrechen sind nicht zu entschuldigen; aber sie wurden begangen im Laufe eines Kampfes um die nationale Existenz und in Stunden der Leidenschaft, die das Gewissen weniger empfindlich machen. Der Graf des Bergholms aller kann durch eine unparteiische, von einer neutralen Kommission geführte Untersuchung festgestellt werden. Wir haben eine solche Untersuchung bereits verlangt und wiederholen unser Gebot. Es gibt nur ein Mittel, um die Gefahr zu vermeiden: die wirtschaftliche Solidarität aller im freien Völkerbunde vereinigten Völker. Das deutsche Volk ist innerlich bereit, sein schweres Schicksal auf sich zu nehmen, wenn man nicht an den verprochenen Grundlagen des Friedens rührt. Wir werden nun das von Ihnen überreichte Dokument mit gutem Willen prüfen und mit der Hoffnung, daß wir das Endergebnis unserer Zusammenkunft unterschreiben können.“

Nicht Streik — sondern Arbeit.

Unter den Tüchtern des erschütterten Bayernlandes wird in der letzten Zeit Gynav Landauer durch die Gründung eines sozialistischen Bundes häufig genannt. Der große Welt in Landauer bekannt geworden, der sich zum Ziel setzt, den Sozialismus durch eine Erneuerung des Verstandes vorzubereiten. In einem zu Beginn dieses Jahres im Berliner Verlag Cassirer erschienenen, „Anfang zum Sozialismus“ betitelten Buch legt sich Landauer mit dem Wesen des Sozialismus scharf auseinander. Er verwirft die Lehre von Marx und seiner Nachfolger und preist dafür das Bild der Idealwelt Broddorffs an. Landauers Ziel geht auf die Schaffung sozialistischer Gemeinschaften auf dem Lande; er möchte sozialistische Siedelungen und Eigenkulturen in die Gemeinschaft der nicht sozialistischen Welt hineinstreamen. Landauer ist sich dabei bewußt, daß solche Siedelungen nicht ohne den verhassten Kapitalismus auskommen könnten, erwartet aber von ihrem Beispiel ein rascheres und gründlicheres Uebergreifen auf die ganze Welt, als durch gewalttätigen Umsturz. „Der Sozialismus wird nicht aus dem Kapitalismus heraus, er wird dem Kapitalismus entgegengebaut, wird sich ihm entgegenbauen.“

An anderer Stelle sagt Landauer: „Von unten her kann nur abgehüttelt, gerührt, preisgegeben werden.“ Die wahre Umnachtung der Gesellschaft kann nur in Liebe, in Arbeit, in Stille kommen.“

Weiter sagt Landauer:

„Ich werde nicht verzeihen, denen, die sich heute mehr als je für die einzelnen Arbeiter halten, den Proletariern der Industrie, ihre Beschränktheit, die wilde Störung, Unwegbarkeit und Unreinheit ihres Gefühlslebens, ihre Verantwortungswilligkeit und ihre Unfähigkeit zu einer positiven wirtschaftlichen Organisation und zur Leitung von Unternehmungen vorzuziehen; denn damit, daß man die Menschen von Schuld freispricht und als Geschöpfe der sozialen Bedingungen erklärt, macht man diese Produkte der Gesellschaft nicht anders, als sie sind; nicht mit den Ursachen der Menschheit soll die neue Welt aufgebaut werden, sondern mit ihnen selbst.“

„So wird denn auch der Kampf gegen das Eigentum zu ganz anderen Resultaten führen, als manche, zum Beispiel die sogenannten Kommunisten, wohl glauben.“

Von besonderer Bedeutung sind folgende Sätze Landauers, die man auch den Arbeitern anderer Staaten eindringlich nahelegen möchte:

„Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Arbeit und Verbrauch, das ist Sozialismus... mit äußeren Kuren der Gewalt oder der Klugheit ist er nicht zur Wirklichkeit zu machen.“

„Generalfreik, jawohl, aber ein aktiver, und

eine andere Aktivität ist hier gemeint als jene, die wohl auch manchmal mit dem revolutionären Generalfreik in Verbindung gebracht wird und die auf zum Deutsch Plünderung heißt.“

„Das Zaubervort, das uns aus der versteinerten Welt der Gier und der Not herausführt, heißt nicht Streik, sondern — Arbeit.“

Italien und Frankreich.

Die Gegensätze zwischen Frankreich und Italien scheinen sich nach den Ausschreitungen in der französischen Presse in letzter Zeit wiederum bedeutend verschärft zu haben. Neuerlich bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang die Artikel von Auguste Gauwin im „Journal des Debats“. In einem ersten Aufsatz, dem er die Frage von Fiume überschreibt und der gegen die italienischen Nationalisten gerichtet ist, kommt er zu folgenden Schlusfolgerungen. Es handelt sich, schreibt er, für die Nationalisten darum, die Kroaten und Slovenen, die sich mit den Serben vereinigen wollten, zu erdrosseln. Sie haben die Kroaten und Slovenen stets als Feinde behandelt, selbst damals, als sich jene den Alliierten anschließen wollten. Sie haben die unglücklichen Verurtheilten slavischen Völker, sich uns zu nähern, tot geschwiegen. Sie wollten, daß wir sie bis Ende als Feinde ansehen, damit sie einen Grund hätten, ihr Land zu okkupieren. Kein anderes Land als Italien hat mehr Interesse, sich der Freundschaft der Kroaten und Slovenen zu verschern, die die einzige Garantie für einen adriatischen Frieden bietet. Unglücklicherweise aber sind die, durch den Freundschaftsvertrag gebundene, die die einzige Garantie für einen adriatischen Frieden bieten. Unglücklicherweise aber sind die, durch den Freundschaftsvertrag gebundene, die die einzige Garantie für einen adriatischen Frieden bieten.

Man liest in der italienischen Presse, daß Italien ein hartes Deutschland brauche, ist das auch die Meinung des Rates der Vier und jenes der Fünf? Wird sich die Friedenskonferenz auch in diesem Sinne orientieren? In einem noch schärferen Artikel überschrieben „Die Italianitis und der Frieden“ kommt Auguste Gauwin abermals auf diesen Komplex von Fragen zurück. Er schreibt darin unter anderem: Die Alliierten räumen Dossia und verzichten darauf, Dossig zu besetzen. Herr Barzilai, ein Mitglied der italienischen Delegation bei der Friedenskonferenz, erklärt, daß Orlando, der Präsident des italienischen Kabinetts, aus Rücksicht auf sein Land mit Trumbitsch, dem Vertreter eines Volkes, das Italien bis zur letzten Minute bekämpft habe, nicht verhandeln könne. Trumbitsch ist auswärtiger Minister eines alliierten, aus den königreichen Kroaten, Serben und Slovenen bestehenden Landes. In der ersten Periode der Friedenskonferenz hat Orlando mit ihm verhandelt. Woher kommt diese Wandlung? Von Orlando hätte man zuletzt eine solche Haltung erwartet. Vor kaum einem Jahr hat er in Rom Trumbitsch empfangen und beglückwünscht, der damals nur Präsident des jugoslawischen Komitees war, er verachtete ihn der tiefen Sympathie für seine eigene Person und für das Volk, das er repräsentierte, und erklärte, die Unabgängigkeit und Einheit der jugoslawischen Nation für ein vitales Interesse Italiens. Man greift sich an den Kopf, um die Ursachen einer Politik verstehen zu können, die ohne Zweifel einer Katastrophe entgegenführt. Der neunte der dreizehn Punkte des Präsidenten Wilson, die von Italien im November 1918 formell angenommen worden sind, erklärt: Eine Restriktion der italienischen Grenzen muß nach den klar erkennbaren Abgrenzungen zwischen den einzelnen Nationalitäten vorgenommen werden. Einigen Leuten in Rom paßt das nicht, sie haben, beherzt von ihren territorialen Gefühlen, versucht, Frankreich zu kompromittieren, es mit den Angloamerikanern zu überwerfen und es an ein imperialistisches Staatswesen zu binden, dessen Instrument es dann werden sollte. Im „Popolo d'Italia“ feiert Mussolini am 17. März eine Kombination, die auf der Vereinigung Deutsch-Oesterreichs mit Deutschland beruht. Er berechnet, daß Deutschland so eine Bevölkerung von 71 Millionen Einwohnern gegenüber 89 Millionen Franzosen und Italienern haben werde. Welcher Franzose, wenn er noch so italienfeindlich ist, fühlt sich von dieser Perspektive nicht beunruhigt? Welcher Italiener mit gesundem Menschenverstand sieht den Abgrund nicht, in dem dieser Pan-Italienismus oder Latinismus führen muß? Nach Barzilai würde eine für die innere Politik Italiens sehr ernste Situation entstehen, wenn der Rat der

vier noch zusammen im Waisenhause waret, da hätte es ihm kerner prophesyt, du warst doch immer der beste Schüler — und auch später noch, als du schon lange Feldwebel warst und wir miteinander gingen, war er immer noch so'n armliebiges Schriftsetzerchen. Wer mit es banals gelagt hätte, daß er uns noch mal wird auslachen dürfen.“

Ihre Worte verletzten den leicht aufbrausenden Mann. Er schob mit heftiger Gebärde den geleerten Teller zurück. „Du schwagest, wie du's verstellst,“ sagte er dann unfreundlich. „Meine Kinder brauchen sich ihres Vaters auch nicht zu schämen, hab's immerhin weit genug gebracht, wenn die verdamnten Sorgen nicht wären.“

„Ja, wenn. Was nützen mir die Treppen, hab ich doch nicht zu stein!“

„Es gab eine Zeit, da sprachst du anders.“

„Da haben die Kinder sich auch nicht bis in die tiefen Nächte hinein die Augen aus dem Kopfe nähen müssen, nur um ein paar Groschen für die Haushaltung besteuern zu können — und der arme Fritz da, heimlich weint er sich die Augen aus dem Kopf, du natürlich siehst so etwas nicht!“

Später noch als sie vielleicht gemeint, waren die Worte herausgekommen und hatten im Herzen des Mannes ein nachhaltiges Echo erweckt. Er

eben vorstellig geworden. Das ging nicht, Schulden dürfen keine Beamten nicht machen und noch weniger nicht bezahlen, meinte der Herr von Habnichts. Ginge das so weiter, würde man wohl an meine Pensionierung denken müssen.“

„Väterlich,“ sagte die Frau, die inzwischen die Suppe in die Terinne gefüllt hatte. „Sie sollten doch besser bezahlen! Ist ja die reine Hungerleiderei! Ich drehe gewiß jeden Pfennig dreimal um, ehe ich ihn ausgabe, aber man muß doch leben.“

„Das mit den Schulden ist auch nur ein Vorwand!“ meinte Nebe grummig. „Der Patron will mich los werden. Ich bin ihm un bequem, er weiß, daß ich ihn durchschaue, und weil ich mich weigere, seine Kreatur zu werden, so —“

Er vollendete nicht, sondern wendete sich einem schlanken jungen Mädchen zu, einer Bleichen, hübschen Blühette, die in ihrem schlichten schwarzen Kleide mit dem ausgefleckten weißen Vordrillchen darüber allerliebst aussah; sie war vor einer Weile aus der Wohnstube gekommen und hatte einen Teil des eintägigen Gesprächs mit angehört. Nun eilte sie auf den Vater zu und küßte ihn herzlich.

„Keine bleibe Daume mit nach Hause bringen, Väterchen,“ schmeichelte sie. „Du siehst zu schwarz, Herr von Mattig meint es nicht so schlimm.“

Nebe lachte nur kurz auf, tätschelte seiner Tochter schüchtern die Wange und folgte dann mit

ihre der mit der kumpfenden Suppenterrine vor- ausgeschrittenen Hansfrau.

Schlichtbürgertlich, knapp nur die notwendigen Verbrauchsgüter enthaltend, war die Einrichtung des Wohnzimmers beschaffen, an den Wänden neben der billigen Uhr einige verblüdete Bilder in schmalen Holzrahmen, dazwischen alte Familienbilder. Dicht am Fenster standen zwei Nähmaschinen, und die ringsum angehängten Stoffberge bewiesen, daß sie fleißig benutzt wurden. Noch surrte das eine Rad, und über die Maschine gebogt sah eine niedliche Blondine. Jetzt beim Eintritt des Vaters und der Mutter kurzem Ruf „zu Tisch!“ erhob sie sich hastig und trat auf den Vater zu, ein Schelmchen in dem runden, rofigen Gesicht, aus dem große Blaugaugen sonmig strahlten. Wie die beiden Töchter sich nun um den an den Tisch herangetretenen Vater reichten, boten sie in ihrer Grundverschiedenheit ein anmutiges und anziehendes Bild dar. Matilde, die ältere, war dem Vater nachge- schlagen, dessen ausdruckslos strenge Miene spiegelten sich in ihrer eigenartigen, herben Schönheit wieder. Die jüngere Hedwig dagegen war der Mutter Ebenbild; so manvorigen und kindlich rein mochte diese Gesicht haben, ehe des Lebens verjüngende Mittagsschatten mit ihrer Qual über ihr Haupt gezogen. Ein schlanker, schmaler, etwa 15jähriger Bursche war an einem Neben-

tisch eifrig über Büchern und Hefen gefessen; beim Eintritt des Vaters hatte er diese zugeklappt und war mit beiden ausgestreckten Händen ebenfalls auf den Vater zugeeilt.

„Schon gut,“ sagte dieser, der Kinder Zärtlichkeit barisch sich erwehrend. „Laßt die Suppe nicht kalt werden, ich habe ohnehin nur wenig Zeit und muß gleich wieder fort. Gute, Fritz.“

Still setzte man sich dann um den Tisch und begann, das frugale Gericht, Bohnensuppe mit eingeschüttetem Speck, anzuküßeln. Man sah es den Kindern an, deren forschende Blicke häufig den sorgenumwühlerten Mieneausdruck des Vaters studierten, daß sie gern gesprochen haben würden, aber das lastende Schweigen nicht zu unterbrechen wagten.

„Vange war vorhin da,“ sagte Frau Nebe dann plötzlich. „Das ist nun schon zum dritten Male. Er war ganz unglücklich, dich nicht anzutreffen. Morgen will er wiederkommen, er habe Wichtiges mit dir zu sprechen.“ Dann, als ihr Mann nur kurz nickte, setzte sie hinzu: „Er wird immer wunderlicher, so'n ruhiger Schulmeister Junge- jelle. Man kennt ihn gar nicht wieder.“

„Dem geht's halt zu gut,“ warf Nebe kurz hin. „Hätte er wie ich den Kopf voller Sorgen, würde er aufgeben. So einer weiß gar nicht, wie gut er's hat, nicht Kind noch Regel, dabei die

stige Stellung als Oberfaktor in der Staats- druderei.“

Der ist freilich seinen Weg gegangen. Was ihr noch zusammen im Waisenhause waret, da hätte es ihm kerner prophesyt, du warst doch immer der beste Schüler — und auch später noch, als du schon lange Feldwebel warst und wir miteinander gingen, war er immer noch so'n armliebiges Schriftsetzerchen. Wer mit es banals gelagt hätte, daß er uns noch mal wird auslachen dürfen.“

Ihre Worte verletzten den leicht aufbrausenden Mann. Er schob mit heftiger Gebärde den geleerten Teller zurück. „Du schwagest, wie du's verstellst,“ sagte er dann unfreundlich. „Meine Kinder brauchen sich ihres Vaters auch nicht zu schämen, hab's immerhin weit genug gebracht, wenn die verdamnten Sorgen nicht wären.“

„Ja, wenn. Was nützen mir die Treppen, hab ich doch nicht zu stein!“

„Es gab eine Zeit, da sprachst du anders.“

„Da haben die Kinder sich auch nicht bis in die tiefen Nächte hinein die Augen aus dem Kopfe nähen müssen, nur um ein paar Groschen für die Haushaltung besteuern zu können — und der arme Fritz da, heimlich weint er sich die Augen aus dem Kopf, du natürlich siehst so etwas nicht!“

Später noch als sie vielleicht gemeint, waren die Worte herausgekommen und hatten im Herzen des Mannes ein nachhaltiges Echo erweckt. Er